

## Steyrer Sagen

Von Linus Kefer

### Die Gründungssage

Vor mehr als tausend Jahren. Zwei Bergflüsse, die dunkelgrüne Enns und die hellere Steyr, ließen ihre schäumenden Wasser in der ganzen uneingedämmten Kraft ihrer Wildheit ineinander brausen. Hoch schlugen die Fluten an mächtigen Felsen empor und brachen sich in weißer, zischender Gischt. Das Brausen und Tosen der sich vereinigenden Flüsse verriechte erst tief in den Wäldern, die ihr Ufer umsäumten. Eine große, fast unbewohnte Wildnis dehnte sich stundenweit aus. Bären und Wölfe und viel anderes Raubgetier barg sich in den großen Wäldern. Die Wildkatze schwang sich von Ast zu Ast und der Luchs über dem Wechsel der Rehe auf sein Opfer. Tief in die Stille dröhnte das Röhren der Hirsche und der Schrei der Raubvögel, die hoch über den Wäldern kreisten, klang weit durch die Wildnis und ließ das Getier erschrecken. Und in die Stille der Nächte schauerte der Ruf des Uhus.

Selten nur betrat eines Menschen Fuß diese Wildnis, es war denn ein Jäger oder Fischer, deren niedere Hütte, unter den Baumriesen hingeduckt, da und dort weit verstreut lagen.

Eines Tages, der Himmel war duftig blau und die Sonne schien warm hernieder, sprengten auf schnaubenden Rossen zwei Ritter auf die Waldlichtung der Anhöhe, von der sie einen herrlichen Blick in die Tiefe, auf den Zusammenfluss der beiden Wasser hatten und hielten knapp vor dem Hang ihre Pferde an und staunten in das prachtvolle Landschaftsbild hinaus. Die Wälder sangen geheime Weisen und unten brausten und orgelten die Bergwässer ungestüme, wildgewaltige Musik. Lange verharren die Beiden schweigend auf ihren Rossen, versunken in die Schönheit dieser sonnigen Wildnis . . .

Da rief der Eine aus: „Hier wollen wir uns eine feste Burg bauen . . .“ Und der andere darauf: „Und immer hierbleiben!“

Dann sahen sie sich um, eine Stelle zu erspähen, die am besten geeignet sei, ihre künftige stolze Burg zu tragen. Der eine meinte, der Ort wo sie stünden, sei dazu am günstigsten, während der andere Ritter den gewaltigen Felsen, der drüber dem Wasser steil zwischen den beiden ineinander brausenden Flüssen aufragte, als den besten Bauplatz vorschlug. So gut sie sonst einander verstanden und sich zugetan waren, diesmal waren ihre Meinungen zu verschieden, als dass sie sich einigen konnten. Lange stritten sie mit Worten, aber es führte zu keinem Ende. So musste nach altem, ritterlichen Brauch und deutscher Sitte, der Zweikampf den Entscheid herbeiführen. Lange und hartnäckig standen sich die beiden Kämpfer gegenüber und fast schien es, als ob keiner unterliegen würde, da gelang es dem einen, seinen Gegner aus dem Sattel zu schleudern und nun wurde die Burg nach dem Willen des Siegers auf jenem Felsen nächst den tosenden Wassern erbaut. Allmählich siedelten um die „Styraburg“, so geheißenen, weil sie an der Steyr stand, allerlei Leute, um unter dem Schutz der Burgherren friedlich schaffen zu können. Im Lauf der Zeit entwickelte sich aus der Siedlung die Stadt Steyr, so geheißenen nach der Styraburg, wo sie der andere Ritter erbauen wollte, grüßt heute der Tabor freundlich in die alte Stadt herab.

### Die Kapelle in der Blumauergasse

Nahe dem Südeingang zur Burg Steyr, wenn man von der Promenade zum Burggraben geht, sieht man am Anfang der Blumauergasse eine Kapelle, die an Stelle einer uralten, längst verfallenen hier errichtet ist, von der die Sage zu erzählen weiß.

Lebte einst an der Steyr unten ein heidnischer Müller der eine wunderschöne Tochter hatte. Schon lange zogen fromme Mönche durch das Land, aber das alte, tiefeingewurzelte Heidentum hatte noch immer viele Anhänger, die umso begeisterter zu den alten Göttern kamen und ihnen ihre Opfer darbrachten. Nach dieser Art war auch der Müller. Es fiel ihm schon seit einiger Zeit auf, dass seine Tochter nicht mehr ganz so war wie früher. Sie ging öfter fort, wurde immer stiller und, es schien ihm,

als ob sie auch scheuer, unsicherer in seine Augen sah, wenn er mit ihr sprach. Als er sie eines Tages, da sie gerade wieder nach Hause kam, fragte, wo sie gewesen sei, gestand sie ihm zögernd, dass sie Unterricht in der neuen Lehre bei den Christen nähme. Der Müller aber, der davon Nichtwissen wollte, drohte ihr schwere Strafe an, wenn sie nicht von diesen falschen Göttern der Christen lassen würde. Das Mädchen zog sich zurück und stahl sich von nun an noch vorsichtiger aus dem Haus, wenn es zu den Christen ging, um den Vater, an dem es so sehr hing, nicht zu erzürnen. Es vergingen Tage und Wochen. Der Müller glaubte, seine Tochter habe sich die Drohung zu Herzen genommen und von der neuen Lehre gelassen. Doch eines Tages wurde er eines anderen belehrt. Es war ihm zugetragen worden, seine Tochter habe sich taufen lassen und sei somit eine Christin geworden. Das traf den Alten wie ein Gewitterschlag. Seine einzige Tochter von den wahren Göttern abgefallen! Das konnte nicht sein. Er rief sie zu sich und musste aus dem Munde seines Kindes dasselbe hören, was ihm fremde Leute bereits gesagt hatten. Sie war eine Christin! Das durfte nicht sein. Er befahl ihr, den Göttern zu opfern. Doch sie lehnte ab. Da ergriff den Vater maßlose Scham über sein Kind und er wollte es lieber tot sehen, als abtrünnig. Als er eine Axt, die in der Nähe lag, ergriff, das Mädchen zu töten, lief dieses aus dem Haus, der Stadt zu. Er folgte der Tochter im wilden Laufe. Eine furchtbare Hetzjagd begann. Gleich einem von Hunden gehetzten Wilde, flog das junge Mädchen durch die Straßen. Der Vater in wahnsinnigem Hasse hinterher. Vorübergehende heidnische Soldaten lachten über diese seltsame Jagd und warfen den Vorübereilenden Koseworte zu, die wie Hohn und Spott klangen.

Der Schweiß stand in hellen Perlen auf der Stirn des Mädchens und der junge Körper zitterte in Todesangst. Das reiche Kopfhair hatte sich gelöst und wehte in dunklen Fahnen im Winde. Zwei Augen irrten hilflos in die Ferne, der Stadt zu, aber umsonst. Die Kräfte des Mädchens waren erschöpft und es brach auf der steinigen Straße zusammen. In wenigen Schritten hatte es der Verfolger erreicht. Nun stand er vor seinem Kinde. Aber nicht mehr ein Vater, sondern ein rächender Heidengott, der keine Vergebung kannte. Er riss sie an den Haaren hoch, schwang seine Axt und erschlug sie, der Vater seine Tochter. Dann brach auch er zusammen. Zur Sühne für diesen Mord hat das Volk an der Stelle, an der die Tat geschehen war, eine Kapelle errichtet von der uns nichts mehr geblieben ist als diese Sage.

### **Von der Michaeler-Kirche in Steyr**

Die Michaeler-Kirche (Vorstadtpfarre) ist vom Teufel erbaut worden. Als er nach langer, mühsamer Arbeit mit dem Bau fertig war, ist er mit lautem Krach und mit fürchterlichem Gebrüll durch ein Loch hinter dem Altar aus dem Gotteshaus in die Lüfte entwichen. Selbiges Loch war noch vor Jahrzehnten zu sehen.

Eine andere Sage kündigt:

Vor vielen hundert Jahren war es, als der Teufel noch in der Nähe von Steyr seine „Dörrstätte“ hatte, wo er gern in mond hellen Nächten sein erbeutetes Geld „dörrte“. Er trieb schon seit langer Zeit sein Unwesen aber niemand konnte ihn vertreiben. Da erfuhr ein alter, frommer Priester von dem Treiben des bösen Feindes und er beschloss, ihn auszusuchen und zu vertreiben. An einem Sommerabend verließ er die Stadt und harrte vor einem großen Walde, der als der Aufenthaltsort des Satans bekannt war, auf die Nacht. Als es tiefdunkel wurde und der Mond langsam über den Bergen heraufstieg, betrat der Priester den Wald. Er wanderte tief hinein, konnte aber nichts gewahren. Schon dachte er, vergebens umzukehren zu müssen, als sich der Wald lichtete und sich vor ihm eine große, mondbeschienene Wiese ausbreitete. Er trat aus dem Wald und sah in der Mitte der Wiese den Teufel sitzen, wie er gerade einen ungeheuren Haufen blinkender Goldstücke „dörrte“. Der Gottesmann sprach eine Beschwörungsformel und trat auf den Teufel zu. Der konnte sich nicht von der Stelle bewegen und musste alles tun, was ihm der greise Mönch befahl, dem es sogar gelang, ihn zu zwingen, dass er alles Geld und Gold in bestimmten Raten für den Ausbau der Michaeler-Kirche alljährlich abzuliefern habe. Der Teufel musste von nun an das Geld jedes Jahr abzahlen und musste es sogar selbst in die Kirche bringen. Auch durfte er sich nie mehr in Steyr und um die Stadt herumzeigen. Als er mit der letzten Rate in die Kirche kam und da er die letzte schwere Summe hinterlegt hatte, abgedankt wurde, fuhr er brüllend durch das genannte Loch hinter dem Altar aus der Kirche.

Ein andermal:

Es war in der Heiligen Nacht, um die Zeit, da die Leute alle in den Kirchen verweilten um der Christmette beizuwohnen, als es der Teufel wieder einmal versuchte, die Stadt auszusuchen. Kaum aber kam er an der Michaeler-Kirche vorüber, musste er mit einem grässlichen Gebrüll über die Stiege, die vom Bürgerspital zur Steyr hinunterführt, hinab und in die Steyr hineinjagen.

### **Turnier zu Steyr**

Die erste Stunde des neuen Tages war hinuntergeglitten. Am Himmel verblasste die schmale Sichel des Mondes und ein dämmerndes Dunkel hüllt die Stadt ein, die noch still und friedlich lag. Das Licht des Türmers war längst erloschen. Noch schlief die alte Stadt und die schweren Tore waren verschlossen. Von den beiden Flüssen rauchten leichte Nebel auf. . .

Allmählich wuchs im Osten ein fahler Lichtkegel herauf, der seinen matten Schimmer in das Dunkel der ziehenden Wolken ergoss. Der Morgen graute langsam herauf. Dort und da tat sich unter einem hohen Giebel ein kleines Fenster auf und ein Kopf lugte in den jungen Morgen hinaus. Sonst war noch tiefe Ruhe um und um.

Ein schmaler roter Streifen glühte am Horizont auf. Irgendeine Amsel versuchte ihr erstes Lied. Da hallten plötzlich laute Böllerschüsse durch die alten Mauern und Fanfaren schmetterten von den Zinnen der Burg in das weite, erwachende Land hinaus. Die Stadt fuhr aus ihrem Schlummer empor und als die junge Morgensonne ihr lichtiges Gold über die hohen Giebel der stolzen Patrizierhäuser spielte, war da keine Kammer mehr, die noch einen Schläfer barg. Ein Festtag war angebrochen. Turnier zu Steyr!

Laut gellten die Hörner und dumpf rollten die Böllerschüsse in den lichten Morgen hinein. . .

Die Sonne stand höher. Ein langer, prangender Festzug wogte durch die alte Stadt. Fahnen wehten. Wimpel flatterten und Speere und Lanzen glitzerten im Sonnenlicht. Den Gipfel aller Pracht bildeten aber kühne Ritter in glänzenden Rüstungen, mit nie gesehenen Schilden, aus denen edles Gestein wie Feuer und Wasser funkelte, auf edlen Rossen, herrlichen Schimmeln und feurigen Rappen einherreitend und in wunderbaren Sänften die schönen Frauen der Edlen.

Zu Häuptern des Zuges rauschte ein Fahnenmeer aus den hohen Giebeln nieder. Kein Haus war da, das unbeflaggt gewesen wäre. Musik spielte auf, Hörner gellten weithin, Böller rollten durch die alten Mauern und aus festlich geschmückten Fenstern warfen weißgekleidete Frauen und Mädchen Blumen und Kränze auf die Vorüberziehenden nieder. Jubel und Freude überall!

Der Herzog selbst war zu den ritterlichen Spielen heute in die Mauern der Stadt gekommen.

Die Häuser warfen schon lange, blaue Schatten in die schmalen Gassen. Die Sonnenkugel streifte den westlichen Horizont und sank langsam hinunter. Das Turnier ging zu Ende. Nur ein einziger Ritter in spärlicher Rüstung war noch unbesiegt am Platze geblieben. Nun musste er mit dem Herzog selbst zum Kampfe antreten. Und aller Augen richteten sich auf das Kämpferpaar. Der Herzog und der tapfere Ritter Heinz von Steyr. Wer würde Sieger bleiben? Immer wieder sprengten sie aufeinander los, aber zäh und unerbittlich wie jeder war, das Spiel, der edle Kampf schien kein Ende zu nehmen. Fiebernden Pulses harrete man auf den Ausgang des Kampfes. Und sieh, plötzlich flog der eine Ritter, der im prunkenden Rüstzeug mit derben Stoß aus dem Sattel und in großen Bogen auf den weiten, sandigen Kampfplatz. Ein Heil und Jubelgeschrei brach über den Sieger los und verstummte plötzlich wieder. Der Herzog, der unterlegen war, erhob sich nicht mehr von der Erde. Man tat in aus der Rüstung, aber er blieb bleich und unbewegt. Der Herzog tot?! Nein, tot nicht, eben jetzt bemerkte man leichtes Atemholen. Ein Funke Leben war noch in ihm.

Hörner bliesen. Das Turnier war beendet. Aber es war ein böses Ende. Und der Sieger, wohl in manchen Herzen als Tapferster still verehrt, blieb ungefeiert. Keine Fanfaren schmetterten, keine Böllerschüsse rollten in den Abend hinein.

Monde waren seither vergangen. War damals ein junger Sommertag gewesen, ging es jetzt schon in den Herbst hinein. Wieder war Turnier zu Steyr angesagt. Der Herzog hatte sich von dem

Sturze, der gefährlicher schien, als er war, durch die Kunst seiner weisen Pfleger bald wieder erholt, doch hatte er den groben Ritter, den er früher am liebsten an seinem Hofe sah, von dort verbannt und sich selbst versprochen, ihm niemals wieder die Hand versöhnend zu reichen. Lieber würde er ein ganzes Dorf verschenken als dies tun. Und nun hatte er um den armen Teufels der ja Heinz war, zu verhöhnen, ein großes Turnier zu Steyr angesagt. Aber um dem kühnen Ritter ein Einschleichen in die Kampfspiele unmöglich zu machen, mussten alle Edlen im reichsten Schmuck und in prächtigster Rüstung erscheinen. Damit war der Ritter von Steyr geschlagen denn er war, so tapfer er war, doch so arm wie eine Kirchenmaus.

Wieder stand die Stadt in herrlichstem Festschmuck und das Turnier übertraf alle dagewesenen um vieles. Alles glänzte und funkelte in rotem Golde und weißem Silber und das Edelmetall spielte in den seltensten Farben. Der Reichtum trug sich heute zur Schau.

Schon schien das Turnier beendet, der Herzog hatte den letzten Ritter besiegt, als noch eine hohe, kühne Gewalt in geschlossenem Visier, auf einem herrlichen Ross und in einer Pracht, die den Reichtum der anderen, selbst den des Herzogs in den Schatten stellte, in das Feld sprengte. Ein Staunen lief durch die Tribünen. Wer mochte der sein?

Niemand wusste, dass ein reicher Handelsjude von Räubern angefallen worden war und von einem kühnen Ritter, von Heinz von Steyr, aus höchster Not gerettet wurde und dafür ein nicht geringes Dankgeschenk gab. Niemand wusste davon. Auch der Herzog nicht.

Der Kampf begann und wurde unerbittlich. Gespannt hielt alles den Atem an. Was mochte kommen? Wieder sprengten die Beiden aufeinander los, warfen sich gegeneinander und... der Herzog flog aus dem Sattel! Heil, Heil und wieder Heil erscholl dem Sieger. Der Herzog selbst sprang auf und eilte ihm entgegen und drückte ihm die Hand. Dann forderte er den Ritter auf, das Visier zu öffnen, damit sein Name ausgerufen würde. Der aber zögerte erst, dann jedoch riss er das Visier auf und streckte dem Herzog den Speer entgegen. Und senkte das Haupt. Der Herzog aber, als er Heinz erkannte, trat einen Schritt zurück und seine Stirnader schwoh an, Zorn flammte in ihm auf. Doch plötzlich hellte sich sein Antlitz auf, er gab dem Ritter die Hand und versöhnte sich mit dem kühnen Helden. Und obendrein schenkte er ihm noch das Dorf Pfarrkirchen. Nun wurde dem Sieger alle Ehre zuteil und er ward wieder der Liebling am Hofe des Herzogs.

### **Der Schatz im Teufelsbach**

Es war zur Zeit der Franzosenkriege. Krieg und Not, Unglück und Seuche, sie alle waren fast heimisch geworden. Und oft stieg in dunkler, sternloser Nacht ein Feuer auf gen Himmel und am Tag darauf rauchten die Trümmer eines Hofes öde ins Land. Feuer und Mord, Raub und Schändung waren nicht mehr selten. Nichts war sicher vor den zügellosen, beutegierigen Soldatenbanden. Da geschah es nun, dass eines schönen Vormittags an das Tor eines, unweit der Stadt gelegenen Bauerhofes gepocht wurde. Die Bäuerin war unvorsichtig genug gleich zu öffnen. Kaum dass sie das Tor aufgetan, schob sich ein grober, wüster Kerl in Soldatenkleidern herein und schloss hinter sich ab. Dem Weib, das Schreien wollte, hielt er eine Pistole unter die Nase und verlangte in schlechtem Deutsch Geld. Es war ein Franzose. Er wollte Geld, nur das Geld. Die Bäuerin, die das Geld wohl im Backofen verwahrt wusste beteuerte, dass kein Groschen im Hause sei. Doch der Franzmann, der keinen Spaß verstand, ging sofort daran, alle Kammern, Truhen und Kasten zu durchstöbern. Doch umsonst. Fluchend kam er zurück. Schon glaubte das Weib, das Geld wäre gerettet, da packte sie der Soldat an der Gurgel und gab ihr zu verstehen, dass er sie, wenn er ohne Geld abziehen müsste, erwürgen wollte. Die Bauersfrau sah ein, dass nur mehr zwischen zwei Dingen zu entscheiden war: Geld oder Leben. Und sie entschied sich lieber dafür, das Geld für das Leben zu verraten. Sie zeigte nach dem Backofen, wo das Geld verborgen lag. Bald hatte der Franzose seine Taschen mit blanken Gold und Silberstücken gefüllt und machte sich rasch aus dem Hause. Es währte nicht lange, kam der Bauer heim und musste hören, was geschehen war, während er fort war. Aber er überlegte nicht lange und nahm eine Axt, mit der er sich in der, von seinem Weibe angegebenen Richtung, die der Räuber eingenommen, entfernte.

Unterdessen war der Franzose am Ufer des Teufelsbaches angelangt und ließ sich, seiner reichen Beute fröhlich, ins junge Gras nieder. Es war heißer Mittag. Der Bach rauschte wild und tosend

seine schäumenden Schneewässer vorbei. Hier begann nun der Räuber sein Gold zu zählen. Stück um Stück hielt er ins gleisende Sonnenlicht und freute sich des gelungenen Streiches. Eine Münze nach der anderen zählte er in ein grobes Leinensäckel. Eben da er das letzte Goldstück hineinwarf, packte ihn eine nervige Bauernfaust an der Gurgel und eine Axt blitzte über seinem Schädel auf. „Schurke, das Geld her oder...“ Der Franzose riss blitzschnell die Pistole heraus und schoss nach dem Bauer. Doch der Schuss ging fehl. Dafür traf eine scharfe Axt umso sicherer einen Soldatenschädel. Einen Fluch auf den Lippen, schleuderte der sterbende Räuber den geraubten Schatz von sich tief in das wirbelnde, brausende Gewässer. Dann verschied er. Das Geld aber hütet der Teufel und noch keinen Schatzsucher hat es glücklich gemacht.